

Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll

Theologische Grundlegungen und praktische Konsequenzen

Dr. Birgit Weyel

Ein Beitrag aus der Tagung:

Bestattungskultur – Abschied gestalten

Tagung der AltenPflegeHeimSeelsorgenden in Württemberg

Bad Boll, 2. – 4. Mai 2011, Tagungsnummer: 410411

Tagungsleitung: Dr. Günter Renz

Bitte beachten Sie:

Dieser Text ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers/der Urheberin bzw. der Evangelischen Akademie Bad Boll.

© 2011 Alle Rechte beim Autor/bei der Autorin dieses Textes

Eine Stellungnahme der Evangelischen Akademie Bad Boll ist mit der Veröffentlichung dieses Textes nicht ausgesprochen.

Evangelische Akademie Bad Boll
Akademieweg 11, D-73087 Bad Boll
E-Mail: info@ev-akademie-boll.de
Internet: www.ev-akademie-boll.de

Theologische Grundlegungen und praktische Konsequenzen

Dr. Birgit Weyel

Die Bestattung ist im Wandel. Die Praktische Theologie der Bestattung auch. Was ich Ihnen im Folgenden vorstellen möchte, sind Überlegungen zu den gegenwärtigen Herausforderungen für Theologie und Kirche, d.h. für das Nachdenken über die Praxis der Bestattung und für die Praxis der Bestattung selbst. Tatsächlich hat sich auf dem Gebiet der Praktischen Theologie der Bestattung und der Kasualien insgesamt in den letzten Jahren und, wie man rückblickend wird sagen müssen, in den letzten Jahrzehnten sehr viel getan. Dazu möchte ich Ihnen einige wichtige Aspekte vortragen und freue mich, wenn wir ins Gespräch kommen können. Mein Vortrag hat vier Teile: 1. Zum Verständnis der Bestattung im Wandel. Hier soll es darum gehen, die Phänomene des kulturellen Wandels zu konzeptualisieren. Wie lässt sich unsere Bestattungskultur gegenwärtig beschreiben und verstehen? Die Wahrnehmung und Zusammenschau der Phänomene soll hier am Anfang stehen. 2. Die Bestattung als Kasualie. Die Bestattung wird in der Praktischen Theologie als Kasualie verstanden. Welche Implikationen hat es, wenn man die Bestattung nicht mehr als Amtshandlung versteht? Was lässt sich für das Verständnis der Bestattung gewinnen, wenn man sie nicht isoliert betrachtet, sondern mit der Taufe, der Konfirmation und der Trauung in einen Zusammenhang stellt? 3. Die Predigt zwischen Biographie und Eschatologie. Die Predigt am Grab ist ein Spezialfall und zugleich das Paradigma der evangelischen Predigt. Von der Hoffnung auf Leben über den Tod hinaus öffentlich zu sprechen – das ist die große Herausforderung. Hier ist die Kirche bei ihrem zentralen Auftrag. Hier geht es um das Ganze. Zwar ist die Verkündigung dieser Hoffnung die Aufgabe jeder Predigt, aber die Predigt am Grab ist noch einmal etwas Besonderes, weil sie augenfällig im Angesicht des konkreten Todes eines einzigartigen Menschen geschieht. Schließlich 4. Thesen zur Gestaltung.

Doch zunächst: Annäherungen.

1. Zum Verständnis der Bestattung im Wandel

Die Bestattung ist im Wandel. Eine Fülle an Phänomenen lassen sich benennen, über die Sie sich schon ausgetauscht haben werden. U.a. waren Sie im Gespräch mit Rilling und Partner, die mit ihrem Haus des Übergangs im Tübinger Handwerkerpark Teil dieses Wandels sind. Denn ein wesentlicher Punkt ist, dass sich die Rolle des Bestatters geändert hat: vom Schreiner zum Allrounddienstleister mit eigener Trauerbegleitung, einer eigenen Trauerhalle und Beratungsangeboten, die auf die Gestaltung der Bestattung zielen. Die Professionalisierung der Bestatter kann, sie muss nicht, zur Konkurrenz mit dem Pfarrer bzw. der Pfarrerin führen. Vielerorts arbeiten Bestatter und Pfarrerrinnen sehr gut zusammen, aber insbesondere in urbanen Kontexten kann es zu einer Rollenverschiebung kommen. Nicht mehr der Pfarrer ist der erste Ansprechpartner, der Begleiter, der die Ritualgestaltung berät, sondern diese Funktion übernimmt der Bestatter. Von der Liedauswahl bis zur Wahl des Ortes finden

weichenstellende Entscheidungen im Gespräch zwischen Bestatter und Angehörigen statt. Pfarrer und Pfarrerinnen werden schließlich mit Gestaltungswünschen konfrontiert, auf die sie dann nur noch reagieren können. Pfarrer und Bestatter konkurrieren also unter Umständen um die Hoheit über die Ritualgestaltung und das primäre Vertrauen der Trauernden. Dieser Rollenwandel der Bestatter ist aus meiner Sicht nicht zu bewerten, sondern zu beschreiben, um verstehen zu können, warum sich manchmal für den Pfarrer schwierige Konstellationen ergeben.

Der Wandel in der Bestattungskultur lässt sich weiter beschreiben als Prozess der Individualisierung, die ein gesellschaftlicher Trend ist. Im Kontext der Bestattungskultur zeigt sich die Individualisierung als kritische Infragestellung von Traditionen und dem Mangel an Selbstverständlichkeit im Umgang mit Texten, Liedern, Formen. Die Bestattung wird im Gegenzug zum Gegenstand expressiver Selbstdarstellung. Um nur ein Beispiel zu nennen: *Time To Say Goodbye* – ein populäres Lied, dargeboten von der Cousine des Verstorbenen, die eine Bühne sucht, aber nicht abschätzen kann, welche emotionale Dynamik ihr Auftritt nicht zuletzt für sie selbst entfalten wird. Das Ritual, das doch eigentlich eine Entlastung durch Selbstverständlichkeiten und feste Formen für den einzelnen, vom Außerordentlichen betroffen, bieten soll, zerfällt in einzelne Elemente, die es zu entscheiden gilt. Die Sargwahl ist nicht mehr nur eine Frage des Geldes, sondern auch der ästhetischen Präferenz, die den Lebensstil des Verstorbenen bzw. seiner Angehörigen zum Ausdruck bringen soll: der afrikanische Zwiebelarg für die flippige Tante, die Urne mit dem Wappen des VfB für den Fußballfan oder der biologisch-dynamische Vollholzsarg für den Umweltaktivisten. Auch die Bestattungsform ist der Wahl unterworfen. Friedwald oder Stadtfriedhof, Freundschaftsbaum oder anonymes Urnengrab. Was darf es sein? In dem Maße, in dem sich die Angebotspalette erweitert, nimmt der Entscheidungsdruck für den einzelnen zu, aber auch die Freiheitsgewinne Plural?, sich für oder gegen etwas zu entscheiden. Auch die Anonymisierung, das Rasengrab ohne Hinweis auf den Namen des Verstorbenen, ist Teil der Individualisierung, auch wenn dabei paradoxerweise das Individuum zum Verschwinden gebracht wird.

Auch hier kann Kirche vielfach nur noch reagieren. Während bei der Einführung der Krematorien im Zeitalter der Industrialisierung, im ausgehenden 19. Jh., die theologische Diskussion über die Frage nach einer möglichen Auferstehung des Leibes trotz Verbrennung der Leiche worüber? ausgiebig und kontrovers geführt wurde, hat der Austausch darüber, ob eine Friedwaldbestattung zum christlichen Glauben passt oder nicht, nach meiner Wahrnehmung kaum stattgefunden. Die Landeskirche wirbt auf ihrer Internetseite lediglich für die Beteiligung von Pfarrerinnen und Pfarrern im Friedwald. Die Bestattung im Friedwald legt allerdings bestimmte Todesvorstellungen nahe, die Rückwirkungen auf die Predigt hat. Zwar wird man sich als Institution nicht gegen den gesellschaftlichen Trend zur Individualisierung stemmen können, aber Kirche hat die Aufgabe, nicht nur darauf zu achten, dass sie an bestimmten Bestattungsformen beteiligt bleibt, sondern auch den Meinungs-austausch über die öffentliche Trauerkultur zu fördern: gewiss nicht im Stile autoritativer Verlautbarungen, wohl aber durch argumentative Sensibilisierungen für die religiösen Implikationen bestimmter Bestattungsformen.¹ Drei Fragen können wir nach dieser diagnostischen Skizze in die weiteren Überlegungen mitnehmen: Wie kann Kirche ihren Auftrag auf dem Markt wahrnehmen? Das wäre die theologische Fragestellung im engeren Sinne. Was kann Kirche für eine öffentliche Trauerkultur beitragen? Das ist eine gesellschaftsdiakonische Frage. Welche Gestaltungsmöglichkeiten haben Pfarrerinnen und Pfarrer? Das ist die praktisch-theologische Frage nach den Kriterien reflektierten Handelns.

¹ Die EKD-Statistik zeigt, dass die evangelische Bestattung sehr gut platziert. Von 100 Bestattungen in Deutschland im Jahr 2008 waren 35,4 Bestattungen evangelisch, d.h. es wurden vermutlich mit Rücksicht auf die Angehörigen mindestens 900.000 Tote evangelisch bestattet, die nicht Mitglieder der ev. Kirche waren.

2. Die Bestattung *a/s* Kasualie

Wir blicken heute auf eine Entwicklung zurück, die nicht nur in historischer Perspektive interessant ist, sondern auch zum Verständnis der gegenwärtigen Kasualpraxis beiträgt. Zwei wesentliche Einschnitte sind zu markieren. Um das Jahr 1875 herum wurde die Zivilstandsgesetzgebung eingeführt, die regelte, dass Geburten, Trauungen und Sterbefälle auf dem bürgerlichen Standesamt gemeldet wurden und nicht länger mit Taufen, kirchlichen Trauungen und Bestattungen zu verbinden waren. Diese Säkularisierungstendenz hatte zur Folge, dass die Kasualien, weil sie eben nicht mehr selbstverständlich waren, konsequent in den Aufgabenbereich des Pfarrers wanderten. Während vorher die Taufen häufig durch Hebammen durchgeführt und Bestattungen zum großen Teil still, im Morgengrauen oder durch den Freundeskreis vollzogen wurden, werden jetzt Taufe, Trauung und Bestattung (und die Konfirmation dazu) zu gottesdienstlichen Amtshandlungen des Pfarrers, also den *qua Amt* (Pfarramt) an den Menschen zu vollziehenden Handlungen. Das ist eine erste wichtige Etappe: Die vier Amtshandlungen werden 1. als ein zusammenhängendes Ensemble und 2. als Angelegenheit des Pfarrers verstanden.

Schon in der Literatur um 1900 findet sich der Begriff der Kasualie. Hier ist aber Kasualie nicht einfach ein Synonym für Amtshandlung, sondern Kasualie meint den besonderen, schweren Fall. Friedrich Niebergall nennt exemplarisch den Mord, den Tod durch eine schwere Feuersbrunst. Immer dann, wenn die Routine des Pfarrers durch die besonderen Umstände des Falles unterbrochen ist, liegt eine Kasualie vor. Heute spricht man ganz generell von Kasualien. Das ist ein Signal dafür, dass ein Blickwechsel stattgefunden hat: weg von dem Pfarrer, der *qua Amt* an den Menschen handelt, hin zu den Menschen und ihrem individuellen Fall. Jede Taufe, jede Bestattung wäre demnach als ein besonderer Fall zu charakterisieren, weil er die betroffenen Menschen, nicht den Pfarrer, aus ihrer Lebensroutine reißt. Mit dem Namens- und Blickwechsel sind weitere Konsequenzen verbunden: Was im Einzelnen der Fall ist, ist durch den Pfarrer sorgfältig wahrzunehmen und kann nicht einfach vorausgesetzt werden. Jeder Fall ist ein Sonderfall. Die seelsorgerlichen Gespräche vor der Kasualie gewinnen an Bedeutung, weil sie neben der Seelsorge auch eine für den Gottesdienst wichtige Funktion gewinnen. Sie dienen der Exploration, was der Fall ist.

Der hier beschriebene Wandel ist mit einem Methodenwechsel in der Praktischen Theologie verbunden, nämlich der sog. empirischen Wendung. Teil der empirischen Wendung sind die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen seit 1972, die man seitdem alle 10 Jahre vornimmt, um die Einstellungen der Mitglieder zu befragen. Der Hintergrund und Interessenszusammenhang dieser Umfragen sind Kirchenaustritte und andere volkskirchliche Erosionen.

Schon die erste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung aus dem Jahr 1972 hatte die Aufmerksamkeit auf die Kasualien gelenkt. Es zeigte sich eine enorme Wertschätzung der Kasualien durch die große Mehrheit der Kirchenmitglieder, die der Institution ansonsten eher distanziert gegenüber stehen. Joachim Matthes brachte dies in seiner Auswertung auf den Punkt: „Es gibt eine Form volkskirchlichen Teilnahmeverhaltens, die sich vornehmlich auf die Amtshandlungen, aber auch auf solche gottesdienstlichen Veranstaltungen bezieht, die einen besonderen Stellenwert im Lebenszyklus und Jahresrhythmus haben und darin soziokulturell abgestützt sind. Für das Selbstverständnis derer, die dieses

Verhalten zeigen, gilt dieses Verhalten als ‚normal‘; sie kommen bei den genannten nicht nur ‚mal‘, sondern ‚überhaupt‘ zur Kirche.“²

Die dritte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung aus dem Jahr 1992 hat besonders deutlich gezeigt, wie hoch die Kasualien im Kurs der Kirchenmitglieder stehen. Gezielt hat man hier solche Kirchenmitglieder befragt, die die biographische Begleitung der Kirche in Anspruch nehmen, aber ansonsten ein distanziertes Verhältnis zur Institution pflegen. Ihr Teilnahmeverhalten, das aus der Perspektive einer Beteiligungskirche als defizitär eingeschätzt wurde, wurde von den befragten Kasualchristen nicht nur selbstbewusst vertreten, sondern war durch eine tiefe innere Verbundenheit mit der Institution Kirche geprägt. Die Begleitung durch die Institution wurde von den in der Auswertung der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung dann prägnant so genannten Kasualchristen als ein Anlass zu einer tiefen Verwurzelung mit der Kirche begriffen.

Die mit der Auswertung der Umfrageergebnisse verbundene neue Hochschätzung der Kasualien verdankt sich wesentlich dem Blickwechsel zu den Adressaten hin und damit auch einer kirchentheoretischen Wendung, die die Volkskirche positiv zu bewerten versteht: als eine Angebotskirche, die – in einem positiven Sinne verstandene – *Dienstleistungen* für die Menschen bereit hält, die diese wiederum gerne nachfragen und durch ein stabiles Verhältnis zur Institution goutieren.

Weiterhin hat sich gezeigt, dass die Person des Pfarrers/der Pfarrerin eine herausragende Rolle in der Wahrnehmung der Menschen spielt. Sie werden anlässlich der Kasualbegleitung in der Regel sehr positiv wahrgenommen. Dieser empirische Befund lag quer zu der bis dato eher problematisierten Rolle des Pfarrers bei den Kasualien. Rudolf Bohren hatte in seiner berühmten Polemik von 1960 den Pfarrer noch als Zeremonienmeister und lebenden Palmkübel bezeichnet und die Amtshandlungspraxis der Volkskirche als Baalskult beschimpft. „Die Kasualien sind der Ort, und die Gelegenheit, die den zähflüssigsten Protestanten zwar nicht auf die Bußbank, aber immerhin auf die Kirchenbank führen. Anlässlich von Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung falten stiernackige Teutonen die Hände und spindeldürre Agnostiker beten mit uns. Ob dabei die Maiglöcklein blühen oder die Chrysanthemen, in unseren Kasualien geschieht das Wunder: die Welt bedarf der Kirche, läßt sich kirchlich behandeln, kirchlich bedienen.“³

Die ätzende Kritik Bohrens, auch wenn sie heute Geschichte ist, zeigt an, dass die Wertschätzung bzw. die Ablehnung der Kasualpraxis wesentlich davon abhängt, ob die Erwartungen der Kasualnachsuchenden an die Institution gewürdigt werden können oder diskreditiert werden. Können die Kasualien und ihre Nachfrage als solche gewürdigt werden? Das ist eine Rückfrage an die Theologie jedes einzelnen Pfarrers/jeder Pfarrerin.

Noch ein zweiter Aspekt ist zentral, wenn man über die Bestattung *als* Kasualie spricht. Die Kasualien sind in liturgischer Perspektive Rituale, die lebensgeschichtliche Übergänge performativ inszenieren und gestalten. Dass die Bestattung ein Übergangsritual ist, wird erst deutlich, wenn man sie mit Taufe, Konfirmation und Trauung zusammen sieht. Auf dem Feld der Ritualtheorie haben sich im Laufe des 20. Jahrhundert neue Einsichten und neue Bewertungen ergeben, die für unser Verständnis der Be-

² Joachim Matthes, *Volkskirchliche Amtshandlungen, Lebenszyklus und Lebensgeschichte. Überlegungen zur Struktur volkskirchlichen Teilnahmeverhaltens*, in: Ders. (Hg.), *Erneuerung der Kirche. Stabilität als Chance? Konsequenzen aus einer Umfrage*, Gelnhausen 1975, 83–112: 110; Hervorhebungen im Original.

³ Rudolf Bohren, *Unsere Kasualpraxis – eine missionarische Gelegenheit?*, München 1960, 9f. Zugespitzt kann man[?] formulieren: Der Pfarrer wird anlässlich von Taufe, Konfirmation, Trauung und Bestattung in die Familie aufgenommen.

stattung heute von Bedeutung sind. Während ältere Ritualtheorien, wie die von Sigmund Freud⁴ und Émile Durkheim⁵ vor allem auf die problematischen Aspekte des Ritualen hingewiesen hatten, die psychologische Konfliktvermeidung und die Zementierung gesellschaftlicher Ordnung, hat insbesondere William Turner gezeigt, dass Rituale gemeinschaftliche Kommunikation ermöglichen. Rituale bilden, so Turner, eine Einheit von ritueller Handlung und expliziter Kommunikation. Rituale werden somit nur unzureichend beschrieben, wenn man auf der einen Seite ihren Ordnungscharakter und auf der anderen Seite ihre Semantiken betrachtet, anders gesagt, wenn man Ritual und Kerygma, Liturgie und Predigt, Form und Inhalt gegeneinander zu profilieren sucht. Die neuere Ritualtheorie zielt auf ein unauflösliches Ineinander von Handlung und Kommunikation. Die Pointe ritueller Praxis wäre demnach gerade die, dass sich im rituellen Vollzug Bedeutung allererst konstituiert und den Teilnehmenden erschließt. Demnach steht nicht von vornherein fest, was die Bestattung bedeutet. Zugespielt gesagt gibt es *die* Bestattung gar nicht, sondern es gibt nur eine Vielzahl von Bestattungspraxen, denen, theaterwissenschaftlich gesprochen, dasselbe Textbuch zugrunde liegt (die Agende), für die aber jeweils unterschiedliche Spielstätten, Dramaturgen, Regisseure und Akteure wesentlich sind. Wenn Bedeutung durch den Vollzug des Rituals konstituiert wird, dann hat auch jede Bestattung genau die Bedeutung, die sich den Anwesenden im Ritual mitteilt und auf sie rückwirkt, indem es sie verändert. Um diese Veränderungsprozesse näher zu beschreiben, greift man auf Arnold van Genneps Klassiker zurück: Les rites de passage. Demnach vollziehen Kasualien einen sozialen Übergang, lassen biographische Schwellen erlebbar werden, deuten und interpretieren den faktisch vollzogenen Übergang von einer Lebensphase in eine andere. Aus der Perspektive derer, die die Rituale in Anspruch nehmen, wirken sie als Biographiemarker, d.h. sie lassen Veränderungen im Leben, die sich in der Regel langsam vollziehen punktuell erlebbar werden. Im Blick auf die Bestattung lässt sich zeigen, dass hier ein vielfältiger Übergang begangen wird. Der Tote wird vom Anwesenden zum Abwesenden, die nächsten Angehörigen werden von der Ehefrau zur Witwe, vom Kind zur Waise etc. und auch die weitere soziale Gruppe und Gesellschaft konstituiert sich neu als eine, die der Endlichkeit des Lebens gedenkt und aus deren Mitte ein Mensch unwiderruflich verschwunden ist.

Kasualien sind wesentlich als *rites de passage* zu verstehen, die der Biographiebegleitung dienen. Sie dienen als Biographiemarker, die Übergänge im Leben moderieren. Im Ritual tritt man aus den alltäglichen Lebensvollzügen heraus. Das Leben als Ganzes wird thematisch und zwar jeweils in der Spannung von individuellem Leben und gesellschaftlich vorgegebenem Lebenszyklus. Hier kommen dann auch besonders die Deutungspotentiale der Predigt ins Spiel.

3. Die Predigt zwischen Biographie und Eschatologie

Die Aufgabe der Predigt ist es, kurz gesagt, die Schwelle, die durch das Ritual der Bestattung markiert wird, zu deuten. Es geht um die Deutung radikaler Liminalität, die – im Blick auf den Toten – über alle anderen lebensgeschichtlichen Passagen hinausgreift, weil sie auf die Grenzüberschreitung von Leben und Tod zielt. Sowohl rückblickend das Leben des Verstorbenen als Ganzes als auch vorausblickend das Leben in der künftigen Welt werden zum Gegenstand der Predigt. Biografie und Escha-

⁴ Sigmund Freud, Religionsübungen und Zwangshandlungen (1907), in: Studienausgabe Bd. VII, Frankfurt am Main 2000, 11.

⁵ É. DURKHEIM, Les formes élémentaires de la vie religieuse. Le système totémique en Australie, Paris 1990 (1912).

tologie sind in ihrem Zusammenhang zu verdeutlichen, ohne dass die radikale Zäsur, die der Tod markiert, überspielt werden kann.

3.1. Zur Biografie: Die *Wiederholung* des Lebens

Die Agenda sieht verschiedene Möglichkeiten vor, mit der Biographie des Verstorbenen umzugehen. Ich plädiere für die Option, Biographie und Verkündigung miteinander zu verschränken. Biographie und Verkündigung sollten nicht wie zwei unverbundene Teile nebeneinander stehen, das Leben des Verstorbenen sollte auch nicht nur beschrieben⁶ werden, sondern es geht im Sinne seelsorgerlicher Biographierarbeit um Rückblick, um Rekonstruktion, um die narrative *Wiederholung* des Lebens des Verstorbenen. Gewiss kann das nur punktuell, ausschnitthaft gelingen, ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit oder Übersicht. Nicht im Vogelflug eines auktorialen, allwissenden Erzählers oder im Stile eines Curriculum Vitae, den man einem Bewerbungsschreiben beilegt, sondern perspektivisch, exemplarisch und kreativ. Denn biographisches Erzählen, selbst autobiographisches Erzählen, ist immer ein Gemisch aus Dichtung und Wahrheit. Die Biographierarbeit der Predigerin/des Predigers kann also nur eine subjektive Deutung, ein schöpferischer Akt, sein, der aus der Perspektive eines mehr oder weniger Außenstehenden geleistet wird und dies auch deutlich zeigen sollte, zumal die Quellenlage manchmal spärlich ist. Die Konstruktionsprinzipien, an denen sich die Biographierarbeit orientiert, sind theologisch zu gewinnen. Es kann missverständlich sein, von einer Rechtfertigung des Lebens zu sprechen, weil leicht der Gedanke naheliegt, es ginge im alltagssprachlichen Sinne darum, ein Leben selbst zu rechtfertigen. Ich würde eher von einem Leben *aus* Rechtfertigung sprechen wollen. Die Rekonstruktion der Lebensgeschichte würde demnach an die grundsätzliche Angewiesenheit menschlichen Lebens auf die gnädige Zuwendung Gottes in Jesus Christus erinnern, auf den Anspruch der Vergebung, inmitten eines Lebens, das Licht- und Schattenseiten hat und von Facettenreichtum geprägt ist. Erst mit der Hoffnung auf Rechtfertigung durch Gott kann man überhaupt das Leben eines Menschen realistisch wahrnehmen. Nur wenn man auf die Gnade vertraut, lässt sich ohne falsche Überhöhung und ohne Lüge gelebtes Leben wahrnehmen und wertschätzen.

Die biographische Bestattungspredigt bringt in erster Linie die christliche Einsicht zum Ausdruck, dass jedes Leben von Gott geschaffenes und geliebtes Leben ist. Sie setzt einen Kontrast zur Anonymisierung und Nivellierung menschlichen Lebens durch den Tod. Nicht zu unterschätzen ist die Funktion der biographischen Bestattungspredigt als öffentliches Medium der Verständigung über ein ideales Leben. Wie kann der Glaube gelebt werden? Wie kann ein Leben gelingen? Wie kann man mit abgebrochenen Beziehungen, verpassten Chancen und ungelebtem Leben zurechtkommen? Wie kann man mit Schuld und der Konfrontation mit dem Bösen fertig werden? Worauf lässt sich vertrauen und was darf hoffen? Gewiss sind hier in erster Linie die Angehörigen im Blick, denen Trost zuzusprechen ist. Nicht zu unterschätzen aber ist die Öffentlichkeit, also die Adressatengruppe, die emotional weniger tangiert ist, für die sich aber aus Anlass einer Bestattung die Chance zur nicht weniger existentiellen Bearbeitung von Lebensfragen stellt.

Die biographische Bestattungspredigt reagiert auf den Trend zur Individualisierung. Die Sehnsucht nach dem „eigenen, unverwechselbaren Leben“ (Ulrich Beck) wird aufgenommen, wenn nicht nur der

⁶ Die Agenda unterscheidet zwischen Darstellung und Beschreibung einerseits und Bewertung andererseits. Letztere lehnt sie ab. Selbstverständlich kann es nicht darum gehen, den Glauben eines Menschen bewerten zu wollen. Das ist nicht nur theologisch unmöglich, sondern öffnet auch den Klischees Tür und Tor. Allerdings ist jede Darstellung mit impliziten Deutungen verbunden. Dieser Aufgabe kann man sich nicht entledigen.

Name des Verstorbenen genannt wird und ein paar belanglose Daten eines bürgerlichen Lebenslaufs aufgesagt werden. Die Einzigartigkeit eines Menschen lässt sich hier schlaglichtartig beleuchten. Zugespitzt gesagt: der Tote wird noch einmal zum Leben erweckt. Das Bedürfnis nach expressiver Darstellung kann hier m.E. positiv aufgenommen werden. Zugleich aber kann gegenüber dem Zwang zur authentischen Lebensführung auch Entlastendes zur Sprache gebracht werden. „Wer bin ich und wenn ja wie viele?“ Dieser Buchtitel von Richard David Precht zeigt ironisch, dass ein modernes Leben in die Diversität unterschiedlicher Rollen und Funktionen zerfällt. Identität kann es nur geben, wenn man ein Leben nicht nur aus sich selbst zu verstehen sucht, sondern als etwas, das bei Gott ein Ganzes ist. Kohärenz eines in sich fragmentierten Lebens kann uns nur zugesprochen werden und bleibt unter den Bedingungen der Endlichkeit noch ein Geheimnis.

Das Zeitalter der Individualisierung bringt einen genuin christlichen, protestantischen Zug zur Geltung. Waren Nekrologe früher nur wenigen, herausragenden Persönlichkeiten vorbehalten, trifft man heute mit Recht auf die Erwartung, dass jede Biographie öffentlich (und sei es nur im kleinen Kreis) zu würdigen ist. Orientierte man sich früher durch die Lektüre von Hagiographien über ein ideales Leben, so ist heute das Bewusstsein gewachsen, dass jedes Leben, auch das unscheinbare, auch das meine, prinzipiell offen ist für eine Deutung als heiliges, nämlich als von Gott geheiligtes Leben.

3.2. Eschatologie

Die Reformation hat eine weitreichende Veränderung der Bestattungskultur begründet. Während sich im Mittelalter die Vorstellungen und Rituale vor allem auf die Sorge um das Seelenheil des Verstorbenen und sein Ergehen im Fegefeuer richteten, konzentrierte Luther die Bestattung vor allem auf die öffentliche Verkündigung der Auferweckung an die Lebenden. Von der Sorge um den Toten sind die Hinterbliebenen frei, weil sie ihn geborgen in Gottes Hand wissen. Sie selbst aber bedürfen des Zuspruchs der Hoffnung und der Seelsorge. Der Trost für die Lebenden rückt in das Zentrum der Bestattung. Luther erfindet die mittelalterliche *ars moriendi* neu, indem er das Vertrauen auf Kreuz und Auferstehung Jesu Christi stark macht. Um in der Stunde des Todes nicht von Anfechtung und Zweifel übermannt zu werden, ist es notwendig, dass jeder Christ die Hauptstücke des Glaubens kennt. In seiner ersten Invokavitpredigt setzt Luther mit den Worten ein: „Wir sind allesamt zu dem Tod gefordert, und keiner wird für den andern sterben, sondern jeder in eigener Person für sich mit dem Tod kämpfen. In die Ohren können wir wohl schreien, aber ein jeder muß für sich selbst geschickt sein in der Zeit des Todes.“⁷ Das ganze christliche Leben wird zu einer Bereitung zum Sterben, wie Luther in seinem Sermon von 1519 schreibt. Hier vergleicht er den Tod mit einem Geburtsvorgang. „Und hier beginnt die enge Pforte, der schmale Steig zum Leben. Darauf muß sich ein jeder getrost gefasst machen. Denn er ist wohl sehr eng, er ist aber nicht lang. Und es geht hier zu, wie wenn ein Kind aus der kleinen Wohnung in seiner Mutter Leib mit Gefahr und Ängsten geboren wird in diesen weiten Himmel und Erde, das ist unsere Welt: ebenso geht der Mensch durch die enge Pforte des Todes aus diesem Leben. Und obwohl der Himmel und die Welt, darin wir jetzt leben, als groß und weit angesehen werden, so ist es doch alles gegen den zukünftigen Himmel so viel enger kleiner, wie es der Mutter Leib gegen diesen Himmel ist.“⁸

⁷ Invokavitpredigten (1522), zitiert nach Martin Luther. Ausgewählte Schriften, hg. von Karin Bornkamm und Gerhard Ebeling, 2. Auflage Frankfurt am Main 1983, Bd. 2, 271.

⁸ Martin Luther, Sermon von der Bereitung zum Sterben (1519), zitiert nach a.a.O., Bd. 1, 16.

Das jenseitige Leben fällt als Thema der protestantischen Theologie weitgehend aus. Im 19. Jahrhundert hat sich eine Entwicklung vollzogen, die bis heute nachwirkt. Zum einen haben wir es hier auf der Grundlage medizinischer Einsichten mit einer Hygienisierung des Todes zu tun. Der Umgang mit den Toten wird sehr stark von der Sorge um die Gesundheit der Lebenden bestimmt. Es kommt zur Verlagerung der Friedhöfe vor die Tore der modernen Großstädte. Ein Höhepunkt der Hygienisierung ist die Einäscherung, funktional, sauber, günstig und vernünftig: von den evangelischen Kirchen durchaus positiv begleitet. Die futurische Eschatologie fällt der Rationalisierung von der Aufklärung bis zur Gegenwart mehr und mehr zum Opfer. Die Verdiesseitigung und Subjektivierung schränkt den Transzendenzgrad eschatologischer Vorstellungen mehr und mehr ein. Aus dem Gerichtsgedanken wird der moralische Appell für das diesseitige Leben; der Glaube an die Auferweckung von den Toten wird zur metaphorischen Auferstehung im Hier und Jetzt. Vorstellungen vom Jenseits sind jedoch nicht einfach begraben und vergessen, sondern wandern aus der kirchlichen Theologie in die säkulare Kultur aus: Das 19. Jahrhundert ist das Jahrhundert der Geister, Gespenster und Vampire. Spiritismus, Gläserücken und Todesahnungen waren auch in gebildeten bürgerlichen Kreisen beliebt. Auf den ersten Blick mögen diese Phänomene nicht sehr viel mit einer Eschatologie zu tun haben, aber es begegnet doch das Irrationale, Vorstellungen von einer jenseitigen Welt umgeformt in populärer Gestalt wieder.

Das ist ein Phänomen, das bis heute zu beobachten ist. Menschen stellen sich Fragen wie „Wo ist der Tote jetzt? Sehen wir uns wieder? Woran werden wir uns erkennen? Gibt es Möglichkeiten, in Kontakt mit dem Verstorbenen zu bleiben?“ Während in der Kultur und in den Medien Deutungsangebote in Hülle und Fülle geboten werden, bleibt die Theologie schweigsam. Die Zurückhaltung in Theologie und Kirche steht in einem merkwürdigen Kontrast zu den Bildern, die die Medien bieten. Filme sind bevölkert von Engeln, die Sterbende begleiten, Talkshows berichten von Nahtoderfahrungen. Das Eingetauchtsein in gleißendes Licht und die Vorstellung von einem Lebensfilm sind im kulturellen Gedächtnis stärker präsent als die Auferstehung des Fleisches, die man 1970 aus dem Glaubensbekenntnis entfernt.

Die Herausforderung scheint mir die zu sein, in der Predigt eschatologische Vorstellungen zum Ausdruck zu bringen, die eine Orientierung bieten. Man kann nicht nur schweigen über das, wovon man nicht reden kann, sondern sollte mit den kulturell präsenten Vorstellungen umgehen. Kritisch ist etwa die Auseinandersetzung mit reduktiven Vorstellungen zu suchen, wie dem Weiterleben im Gedächtnis der Angehörigen, dem Weiterleben in den Genen, dem Eingehen in den Kreislauf der Natur. Aber auch gegen das Missverständnis einer Trennung von Leib und Seele, das besonders in katholisch geprägten Gebieten lebendig ist, ist zu predigen. Bei der Kritik darf man allerdings nicht stehen bleiben, sondern es sollten auch konstruktiv christliche, evangelische Vorstellungen formuliert werden. An biblische Sprache kann man sich anlehnen. Hier lässt sich vieles wieder entdecken, ohne das Wagnis zu unterschreiten, in der Predigt eine eigene Sprache finden zu wollen.

4. Überlegungen zur Gestaltung

Gestaltungsfragen sind immer verknüpft mit grundsätzlichen theologischen Entscheidungen, die jeder individuell treffen muss. Thesenartig möchte ich nur fünf Aspekte benennen (3 zum Ritual, 2 zur Predigt), die aus meiner Sicht zu bedenken sind und sich aus den bisherigen Überlegungen ergeben.

4.1. Jede Bestattung ist eine einmalige Kasualie. Zugleich aber ist sie immer auch ein Beitrag zur öffentlichen Ritualkultur und prägt diese dynamisch mit. Pfarrer und Pfarrerinnen sind dazu herausgefordert, eine Moderatorenfunktion zu übernehmen zwischen individuellem Fall und öffentlicher Kultur, ritueller Flexibilität und Wiederholung. Starre Rituale verlieren ihren Sinn. Aber Rituale verlieren ihren Ritualcharakter, wenn sie nicht auch auf Wiederholung zielen. Während die Angehörigen, die Familien, auch die Bestattungsunternehmen auf die einzelne Bestattung und die individuelle Nachfrage fokussiert sind, ist es die Aufgabe der Pfarrer und Pfarrerinnen (als Repräsentanten der Institution Kirche) die Verantwortung für die öffentliche Kultur geltend zu machen, indem an Traditionen angeknüpft, Formen vermittelt und die Leistungsfähigkeit ritueller Handlungen erschlossen wird. Das bedeutet auch, dass Argumente gegen eine Anonymisierung und Privatisierung des Gedenkens deutlich gemacht werden müssen. Schon bevor der Todesfall eintritt, kann dazu angeregt werden, in den Familien über Bestattungsformen ins Gespräch zu kommen. Die Grabpflege, die man den Kindern nicht meint aufbürden zu können, wird dann vielleicht kein Argument mehr für ein Rasengrab sein, wenn die Kinder die Gelegenheit haben, ihren Wunsch nach einem gestaltbaren Erinnerungsort zu formulieren.

4.2. Offenheit für individuelle Gestaltungswünsche der Angehörigen ist nicht nur als Zugeständnis an die Individualisierung zu verstehen, sondern sie ist auch ein Signal für die Bereitschaft, als Kirche für die Menschen und ihre Bedürfnisse da zu sein. Kasualien sind ein Bindeglied zwischen individuellem und öffentlichem Christentum. Ihre kirchentheoretische Funktion bleibt zu vergegenwärtigen. „Kirche bei Gelegenheit“⁹ wahrzunehmen, ist aus meiner Sicht keine defiziente Form der gelebten Kirchenmitgliedschaft. Das müssen Pfarrer und Pfarrerinnen als Anwälte der vom Kasus Betroffenen bisweilen gegenüber den Hochengagierten in ihren Gemeinden positiv vertreten. Gestaltungswünsche sind eine hervorragende Gelegenheit mit den treuen Kirchenfernen über ihre Motive, ihre Vorstellungen von Sinn und Bedeutung der Bestattung ins Gespräch zu kommen. Idealerweise greifen hier Seelsorge, religiöse Bildungsarbeit, Homiletik und Liturgik als eine Einheit ineinander: So kann das Gespräch sowohl eine seelsorgerliche Funktion haben als auch Inhalte klären. Ein populärer Liedwunsch der Angehörigen in der Liturgie kann in der Predigt als Grundlage der biographischen Deutung dienen.

4.3. Die Bestattung ist als Schwellenritual zu gestalten. Das bedeutet, dass es wesentlich darum gehen muss, das Moment des Abschieds zu betonen und die rituellen Vollzüge, die die Zäsurierung der Schwelle betonen, sehr bewusst zu gestalten. Die Bestattung bietet die Möglichkeit, mit dem Tod zu konfrontieren, die Trennung vom Verstorbenen erlebbar zu machen und einen unverzichtbaren Beitrag zur Trauerarbeit zu leisten.

4.4. Die Predigt ist der Ort, an dem die Individualität des Verstorbenen durch die biographischen Deutungsangebote des Pfarrers/der Pfarrerin zur Geltung kommen kann. Leben aus Rechtfertigung und im Wissen auf die Angewiesenheit auf Vergebung soll jenseits von Klischees und gängigen bürgerlichen Bewertungen veranschaulicht und illustriert werden.

4.5. Während die Liturgie sehr stark formelhaft geprägt ist, bietet die Predigt Gelegenheit, neue Formulierungen zu wagen. Bilderverbote und theologische Verdiesseitigung haben einen enormen Nachholbedarf mit sich gebracht. Wie kann man heute von einem neuen Himmel und einer neuen Erde sprechen? Die Literatur, das große Kino der Gefühle bietet hier eine Fülle an Vorstellunggehalten, die teils christlich imprägniert, teils zur Unkenntlichkeit transformiert sind. Die Predigt muss sich in

⁹ So ein Buchtitel von M. Nüchtern.

Dr. Birgit Weyel
Theologische Grundlegungen und
praktische Konsequenzen



den Dialog mit der Kultur begeben: kritisch und konstruktiv. Denn nicht nur die Bestattung wandelt sich, auch die Theologie muss sich wandeln.

Dr. Birgit Weyel ist Professorin an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Tübingen